

2. Bericht aus meinem Freiwilligendienst in Rumänien

In Făgăraș ist es Frühling geworden - eigentlich keine große Überraschung, denn schließlich ist es April. Das bedeutet aber auch, dass zwischen diesem und dem letzten Bericht ein ganzer Winter liegt, und das fühlt sich irgendwie surreal an. Andererseits macht das auch sehr viel Sinn, denn seitdem ist viel passiert.

Weihnachten habe ich zusammen mit einigen anderen Freiwilligen in Seligstadt gefeiert, einem kleinen Dorf in der Nähe von Fagaras. Es war das erste Mal, dass ich an Heiligabend und an den Feiertagen nicht in Deutschland und bei meiner Familie war, und natürlich habe ich sie auch vermisst. Gleichzeitig habe ich es auch genossen, einmal die Erfahrung zu machen, anders zu feiern - hier in Rumänien zusammen mit Freund*innen.



Zu Silvester sind wir dann nach Bukarest gefahren, und das war so, so schön. Um Mitternacht waren wir in einem großen Park, wo der rumänische Sänger Voltaj live aufgetreten ist, es gab ein großes Feuerwerk und eine Lichtershow. Und wie ich da so war und gestaunt und getanzt habe, hatte ich das unfassbar berauschende Gefühl, gerade genau am richtigen Ort zu sein.



Anfang Januar war ich dann für eine Woche in Deutschland. Vorher hatte ich noch ein wenig Bedenken, wie es wäre, nach so einer für mich langen Zeit wieder zu Hause zu sein - aber es war viel weniger seltsam als gedacht und es war sehr schön, meine Familie und ein paar meiner Freund*innen wiederzusehen.

Zurück in Fagaras ist unsere WG zu einer Dreier-WG geworden, denn unsere Mitfreiwillige Eva ist aus Braşov zu Anna und mir nach Fagaras gezogen.

Im Februar sind wir zu unserem Zwischenseminar nach Italien gefahren, und jetzt im Frühling unternehmen wir viel draußen und gehen zum Beispiel wandern. Überhaupt sind wir eigentlich

ständig dabei, unsere Wochenenden und unseren Urlaub möglichst geschickt zu planen, damit wir möglichst viel machen und sehen können, und das ist echt



schön.

So viel unternehmen zu können, ist ein riesiges Privileg - genauso wie allein schon die Tatsache, dass ich hier bin und einen Freiwilligendienst machen kann. Im Ausland! Und obwohl das keine von Grund auf neue Erkenntnis ist, ist mir das erst hier so richtig klargeworden. Ich bin vor noch nicht einmal acht Monaten angekommen, und trotzdem bin ich vermutlich schon mehr in Rumänien herumgereist als viele der Kinder, mit denen ich jede Woche arbeite.

Besonders durch meine Arbeit mit den Kindern aus dem Roma-Viertel in Leblang wird mir immer wieder bewusst, wie privilegiert ich eigentlich aufgewachsen bin.

An dieser Stelle möchte ich darauf hinweisen, dass dieser Bericht allein auf meinen persönlichen Erfahrungen beruht und keinesfalls ein allgemeines Bild von allen Roma oder von ganz Rumänien darstellen soll.

Ich versuche, der Situation, wie ich sie mitbekomme und wahrnehme, möglichst gerecht zu werden, aber das ist gar nicht so leicht - dieser Anspruch stellt mich nämlich vor die Frage: Wie schaffe ich es, zu berichten, ohne zu beschönigen, und gleichzeitig, ohne die Menschen auf ihre Armut zu reduzieren?

Wenn wir in Leblang die Kinder zum Programm abholen, laufen wir erst durch das Dorf, und nachdem wir an den letzten Häusern vorbeigekommen sind, über eine Brücke - diese Brücke und der Fluss, über den sie führt, wirken auf mich wie eine Grenze. Eine Grenze zwischen Dorf und „Țigănie“¹, oder eine Abgrenzung. Nicht nur räumlich, sondern auch sozial. Zum Kinderprogramm

¹ „Țigănie“ ist das rumänische Wort für die meist armen Roma-Viertel am Rande vieler Dörfer, und es wird - genauso wie „țigan“ anstelle von Roma - oft wie selbstverständlich und ohne kritisches Bewusstsein verwendet. Beide sind aus deutscher Perspektive ganz klar als diskriminierend einzuordnen: Sie sind angelehnt an das sogenannte Z-Wort im Deutschen, das eine rassifizierende Fremdbezeichnung für die Roma darstellt. Es kommt von dem Wort „Athinganoi“, das übersetzt „Unberührbare“ bedeutet (siehe <https://www.bpb.de/themen/europa/sinti-und-roma-in-europa/179536/ein-unbekanntes-volk-daten-fakten-und-zahlen/#node-content-title-2>).

Mir war es wichtig, diese Begriffe nicht unkomentiert zu übernehmen und ich versuche, mich kritisch mit ihrer Bedeutung und Wirkung auseinanderzusetzen.

kommen fast ausschließlich Kinder aus dem Roma-Viertel. Viele Eltern aus dem Dorf wollen nicht, dass ihre Kinder Kontakt zu diesen Kindern haben, hat mir meine Chefin Chris mal erzählt. Und sie hat auch gesagt, dass das gar nicht so sehr am Roma-sein oder Nicht-Roma-sein liege, denn die Roma-Familien, die im Dorf leben, seien dort anerkannt. Was also eigentlich trenne, sei die Armut.

Dass Armut mehr als nur eine schlechte finanzielle Lage bedeutet, war schon im Reli-Unterricht Thema. Und obwohl das für mich damals schon logisch war, verstehe ich es hier noch viel mehr. Weil ich es sehe.

Armut zeigt sich zum Beispiel in den Bildungschancen. Wie sollen die Kinder in der Schule mitkommen, wenn sie niemanden haben, der sich mit ihnen zum Hausaufgaben machen hinsetzt? Wenn ihre Eltern selbst nicht zur Schule gegangen sind und sie zuhause keinen Rückzugsort dafür haben?

Wo wäre ich, wenn meine Eltern mir früher nicht stundenlang vorgelesen hätten oder Stück für Stück mit mir die Matheaufgaben durchgegangen wären?

Das rumänische Schulsystem ist hart, so viel habe ich schon mitbekommen. Der Stoff wird schnell durchgenommen, es gibt viele Hausaufgaben und oft auch Druck. Viele Schüler*innen nehmen mehrmals die Woche Nachhilfe - das ist eine Möglichkeit, die die Kinder aus dem Roma-Viertel nicht haben.

Neulich hat Chris mir erzählt, dass bis vor einigen Jahren kaum eines der Kinder zur Schule gegangen ist, nicht mal zur Grundschule. Das hat sich inzwischen schon geändert, und jetzt gehen die meisten der Kinder zumindest für ein paar Jahre zur Schule. Viele Mädchen werden zum Beispiel schon früh schwanger. Sie können dann nicht mehr zur Schule gehen, und in der Regel auch nicht mehr zu den Angeboten des Vereins.

Andreea², ein Mädchen, das auch regelmäßig zur Jugendgruppe kommt, geht im Moment in die achte Klasse. Die achte Klasse ist in Rumänien ein sehr wichtiges Jahr, weil die Abschlussprüfung am Ende entscheidet, ob man weiter zur Schule gehen kann. Chris hat mir erzählt, dass Andreea seit Jahren die erste ist, die bis dahin zur Schule geht - und das, obwohl ihr zuhause niemand dabei helfen konnte, denn ihre Eltern können nicht lesen. Dass sie es trotz dessen so weit geschafft hat, und dass auch andere Kinder lernen und Fortschritte machen, macht mir unglaublich Hoffnung. Gleichzeitig frage ich mich, wie es wohl in fünf bis sieben Jahren ist. Gehen die Kinder, die jetzt ins Kinderprogramm kommen, noch zur Schule? Oder haben die Mädchen dann womöglich selbst schon Kinder?

Jetzt hoffe ich, dass ich euch einen guten Einblick geben konnte - zumindest mir hat das Schreiben dieses Berichts dabei geholfen, meine Erfahrungen und Eindrücke ein wenig zu ordnen. Je mehr ich mich aber damit beschäftige, desto mehr merke ich auch, wie wenig ich bisher über die Roma und über ihre Situation wusste - und auch immer noch weiß - und wie vielschichtig das Problem der

² geänderter Name

Armut und der Diskriminierung eigentlich ist. Es gibt also stets neue Erkenntnisse zu ordnen, und darüber bin ich froh, denn das bedeutet ja, dass ich lerne.

Bis dann und ganz liebe Grüße,
Eure Hannah